

Grenzen überwunden!?

Hainberg-Gymnasium 125 Jahre alt.

"Grenzen überwinden", das Motto unserer Festwoche, zieht sich wie ein Leitfaden durch die Geschichte unserer Schule. Grenzüberwindung mit all ihren Schwierigkeiten begleitete die Lehrerinnen und Lehrer, die Schülerinnen und ab 1971 auch die Schüler in ihrem Schulalltag.

Im 19. Jahrhundert wurden die Bildungsschranken überwunden, von der Volksschulbildung zur besser qualifizierten Ausbildung in der "Städtischen Höheren Töchterschule". Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Schwelle zum Abitur überschritten und den Abiturientinnen damit der Weg in die Hochschule geebnet. Das heutige Hainberg-Gymnasium wurde "Städtisches Lyzeum", "Oberlyzeum", "Oberschule für Mädchen" und "Gymnasium für Mädchen". 1971 wurde schließlich die Geschlechtertrennung aufgehoben und die Koedukation eingeführt. Auch in den letzten zwanzig Jahren galt es, neue Wege zu beschreiten, sich an das Einreißen von Mauern zu machen, auch in dieser Zeit fand sich die Schule immer in vorderster Reihe.

Diese Grenzüberwindungen waren nie eine leichte, spielerische Tätigkeit. Der Blick in die Geschichte der Schule zeigt, wie schwer es war, dem heute selbstverständlichen Anspruch in einer demokratischen Gesellschaft, soziale Gerechtigkeit im Bildungswesen durch Gleichheit der Bildungschancen zu schaffen, zum Durchbruch zu verhelfen. Daß Chancengleichheit in der Bildung für Jungen und Mädchen über viele Jahrhunderte nicht existierte, belegen gerade die Jubiläen unserer Göttinger Gymnasien: 1986 feierte das Max-Planck-Gymnasium sein 400jähriges Jubiläum. Die Emanzipation hinkt runde 300 Jahre hinterher.

Mädchen hatten, von der Elementarbildung einmal abgesehen, keinen Zutritt zur öffentlichen Bildung. Die höheren Schulen, erst recht die Universitäten, blieben ihnen verschlossen. Erst das 18. Jahrhundert schuf durch die Aufklärung allmählich ein anderes Bewußtsein im Bürgertum. Dorothea Schlözer, die 1787 in Göttingen zum Doktor der Philosophie promovierte, ist zwar ein Beispiel für die veränderten Ansätze der weiblichen Erziehung im Bildungsbürgertum, aber ein Sonderfall, der auch hundert Jahre danach noch nicht zur Selbstverständlichkeit wurde.

Joachim Heinrich Campe, einer der einflußreichsten pädagogischen Schriftsteller, der 1789 mit großem Enthusiasmus die Französische Revolution begrüßte, formulierte die Ergebnisse der Erziehung der Mädchen so: *"Käme ein Mondbürger herab auf unsere Erde, so würde das traurige Resultat seiner Beobachtung ungefähr folgendes sein: Was das weibliche Geschlecht, besonders in den gesitteten Ständen betrifft, so scheint es den besagten Staaten gleichviel zu sein, ob Menschen oder Meerkatzen daraus werden, so wenig bekümmerten sie sich darum."*

Betrachtet man die Göttinger Situation um 1800, so gilt die Beschreibung auch für die Universitätsstadt. Die Stadtschule, aus der das Max-Planck-Gymnasium hervorging, durfte nur von Jungen besucht werden. Für die Mädchen blieb die Elementarbildung in den sogenannten Opferschulen mit der Unterrichtung im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und in Religion. Großen Teilen des aufstrebenden Bürgertums war dies zu wenig, ihnen blieben der teure Hausunterricht oder private Schuleinrichtungen.

Hier finden wir auch die Wurzeln des heutigen Hainberg-Gymnasiums, das damit in einer Tradition der Rezeption von Erziehungsforderungen steht, die aus der Französischen Revolution hervorgegangen sind. Forderungen, die vor dem Hintergrund des Gleichheitsgedankens auch gleiche Bildungschancen für die Frauen proklamierten, zumindest theoretisch. Praktisch galt für die Frauen auch während der Französischen Revolution keine Gleichberechtigung, die Menschen- und Bürgerrechte waren letztlich Männerrechte, beziehungsweise Rechte der Bourgeoisie.

Gleiche Bildungschancen bedeuteten damals nur, daß für das gehobene Bürgertum Maßnahmen ergriffen werden mußten, um den Bildungsrückstand aufzuholen. Frau sollte ja mitreden können, mit dem Ehepartner, den Familienmitgliedern und mit den Hausangestellten, da die Hausherrin akzeptiert werden mußte.

Für die oberen Schichten, zum Teil unter Einbeziehung der bürgerlich-gewerblichen Mittelschicht, gründete 1806 der Stadtsuperintendent Johann Philipp Trefurt eine private "Universitätstöchterschule" mit dem Ziel, *"die Erziehung der weiblichen Jugend aus den gebildeten Ständen unserer Stadt,..., dem Zeitbedürfnis angemessen, ihrer künftigen wahrscheinlichen*

Bestimmung entgegen zu führen." Emanzipation im modernen Sinne war demnach nicht gefragt, die Rollenzuweisung, auf die vorbereitet wurde, war eindeutig: "Enger ist zwar der Kreis, in welchem das weibliche Geschlecht zu wirken bestimmt ist, als der, welcher dem Manne angewiesen ist, und nur selten kann jener Kreis, ohne den Verlust einer edlen Weiblichkeit, über seine natürlichen Grenzen hinaus erweitert werden.. Was unsere heranwachsenden Töchter erhalten und werden, das hat und ist die künftige Gattin, und nur das vermag sie einst als Mutter dem nächsten Menschenalter mitzutheilen und zu übergeben."

Dem diente ein weit gefächerter Stundenplan mit je 4 Stunden Deutsch, Französisch, Religion, Schönschreiben und "gemeinnützige Kenntnisse", außerdem je 2 Stunden Rechnen, Zeichnen und weibliche Handarbeiten und schließlich eine Stunde Singen. Das Schulgeld war mit 24 Rthlr. fast doppelt so hoch wie in der Prima des Gymnasiums und unterstreicht den elitären Charakter dieser Mädchenbildung.

Trefurts Ziel, mit dieser Schule die Grundlage für eine "allgemeine Stadttöcherschule" zu legen, konnte er selbst nicht mehr verwirklichen. 1827 übernahm mit Dr. Carl Christian Scheele ein Pädagoge die Schule, der versuchte, sie 1829 als "Schule für Töchter aus den gebildeten Ständen" auf eine breitere Basis zu stellen, indem er sie gezielt für den gewerblichen Mittelstand öffnete. Scheele erweiterte die Schule auf drei Klassen, reduzierte mit der Zeit auch das hohe Schulgeld, scheiterte aber mit dem Versuch der Kommunalisierung der Institution; 1837 wurde die Schule wegen Finanzierungsschwierigkeiten geschlossen, Scheele ging daraufhin als Lehrer an das Gymnasium.

Ein wesentlicher Grund für das Mißlingen des Schulprojektes stellte der nicht veränderte Bildungsanspruch der Schule dar. Immer noch war die Erziehung auf gesellschaftliche Positionen im Rahmen des Bildungsbürgertums ausgerichtet, das eher praktisch orientierte Gewerbebürgertum erwartete aber auch eine Mittätigkeit der Frau in bestimmten Bereichen, auf die die Schule nicht vorbereitete. Eine städtische Kommission zur Errichtung einer öffentlichen Stadttöcherschule kritisierte besonders, daß Inhalte wie z.B. Französisch, Mythologie und schöne Literatur unbedingt zu vermeiden seien, da diese nur für Töchter aus höheren Ständen angemessen seien. Immerhin verwies die Kommission darauf, "daß durchaus keine Unterscheidung der Stände in der Schule" stattfinden dürfte, aber auch damit war keine Chancengleichheit verbunden; bürgerlichen Kommissionsmitglieder grenzten sich entsprechend nach unten ab. "Dagegen muß indeß bemerkt werden, ...daß schon die Höhe des zu zahlenden Schulgeldes gar nicht befürchten läßt, daß Kinder aus den niedrigsten Classen an diesem Schulunterricht theilnehmen werden." 1834 scheiterte die Initiative der Stadt zur Bildung einer Stadttöcherschule. Nachdem 1837 Scheeles Schule schloß, gab es erst 1843 wieder eine entsprechende Privatschule für Mädchen der "gebildeten Stände", die Schwerdtfeger gründete und die als beliebte Privatschule mit fast 200 Schülerinnen immerhin bis 1901 bestand.

Für die städtischen Kollegien bedeutete dies erst einmal eine Entlastung, da man keine Notwendigkeit für ein eigenes Engagement in diesem Bereich mehr sah.

Erst die Revolution von 1848 verstärkte den Druck hin zu einer weiterführenden Schulausbildung für Mädchen. In einem Kommissionsbericht von 1851 wurde erneut die Forderung nach einer höheren Töcherschule laut, die sich an die koedukative Elementarschule anschließen sollte. Nicht die "seichte und oberflächliche französische Gouvernante" sollte herangebildet werden, sondern "tüchtige deutsche Erzieherinnen."

Was nach 1848 nicht klappte, leitete 1865 ein erneuter städtischer Kommissionsvorschlag ein, der 1866 zur Errichtung einer "Städtischen Höheren Töchter Schule" führte. Die Leitung wurde

Dr. Ludwig Morgenstern übertragen, der seit 1864 einer privaten Mädchenschule im alten Postgebäude am Ritterplan vorstand. Die Schulaufsicht übernahm eine Schulkommission aus Mitgliedern des Rates und des Konsistoriums. Am 18. Oktober 1866 wurde die Schule, in die Mädchen vom 6. bis 14. Lebensjahr gehen konnten, mit fünf Klassen eröffnet. Hiermit beginnt die höhere Mädchenbildung in städtischer Regie in Göttingen.

Der Stundenplan war weiter gefächert als in Trefurts Töcherschule, die Schülerinnen wurden in den Fächern Religion, deutsch, Französisch, Englisch, Rechnen, beschichte, Geographie, Naturkunde, Weltkunde, Zeichnen, Schönschreiben, Singen, Landarbeiten und Turnen unterrichtet. Die neuen Anforderungen der Zeit sind auch an dieser Studentafel ablesbar. Den Anforderungen des industriellen Zeitalters gemäß, konnte diese Bildung auf eine selbständigere gesellschaftliche Stellung der Frau vorbereiten, wie es auch der Kommissionsbericht zur Gründung der Schule gefordert hatte.

Die höhere Bildung befähigte die Frauen *"z.B. als Comptoristinnen, Verkäuferinnen, und in ähnlicher Weise zu einer selbständigen, ehrenhaften Existenz zu gelangen..."*.

Zwar noch in fruchtbarer Konkurrenz zur Schule Schwerdtfegers, aber doch schon bald fest etabliert, entwickelte sich die Schule schnell weiter. 1880 erhielt sie ein neues Schulgebäude am Wall (die spätere Herbartsschule) das am 6. April, immer noch unter der Leitung Morgensterns, eingeweiht wurde. Im Stil der Gartenlaube, deutschnational verbrämt, spiegelte die Feier Erziehungsleitbilder höherer Mädchenbildung im Kaiserreich wieder. Vom noch lobenswerten Kommissionsanspruch aus dem Jahre 1865 ist fast nichts mehr zu spüren. Fräulein Helene Schlote, langjährige Lehrerin der Schule, deklamierte emphatisch:

*"So still und fromm, wie's deutschen Mädchen ziemet,
Sei stets der Sinn, der herrscht in unsrer Mitte.
Dann wird dies Haus, das Ihr uns heute schenket,
Ein Haus der Gottesfurcht, der deutschen Sitte."*

Für Schulleiter Morgenstern war die christliche Erziehung wesentliches Charakteristikum der Mädchenbildung:

Herzensbildung auf der einen Seite, aber auch Basis für die Sinndeutung des aufgenommenen Wissensstoffes. Dies reichte in alle Fächer hinein; Morgenstern übertrug diesen religiösen Ansatz zum Beispiel auch auf sein Lehrbuch der Physik, das damals auf viel Kritik stieß. Die Physik *"öffnet"*, nach Morgenstern, *"dem Schüler das Auge für die wunderbare Ordnung und Herrlichkeit, und Herz und Mund zum Preise des Schöpfers, der mit wenigen einfachen Mitteln unzählige Wirkungen erzielt."*

Immerhin verstand er es damit auch, die vielen patriotischen Schulfeiern kirchlich zu unterlaufen, so daß er sich heftiger Kritik ausgesetzt sah, daß die Feiern am Geburtstag des Kaisers *"nicht echt patriotisch seien"*. Ab 1878 mußte der welfisch gesinnte Morgenstern der Stadt vor entsprechenden Feiern ein Programm vorlegen, wobei seine Tätigkeit sich nur noch auf Anfangsandachten beschränkte.

Bei der ersten großen Jubiläumsfeier der Schule vor einhundert Jahren zum 25jährigen Bestehen pries Oberbürgermeister Merkel die *"einfache und solide Erziehung in Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit"*, wie sie an der Höheren Töcherschule praktiziert werde. Sie führe nicht zu einer falschen Emanzipation der Frau, sie verursache nicht Übermut und Üppigkeit, die den Neid der unteren Stände erregen könnten. Denn *"jene Ver- und Mißbildung des weiblichen Geschlechtes ist eine der fruchtbarsten Mütter der Sozialdemokratie."* Merkel sprach sicherlich ganz im Sinne der damaligen Zuhörer; die Sozialistengesetze waren zwar ein Jahr zuvor wieder aufgehoben worden, aber die Sozialdemokraten waren zu dieser Zeit für große Teile des Bürgertums immer **noch** die hauptsächlichen Staatsfeinde.

Das Gebäude des heutigen Hainberg-Gymnasiums am Friedländer Weg bezog die Höhere Mädchenschule, ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, am 19. Mai 1913. Um diesen Neubau hatte es, wie das auch heute meist bei kommunalen Bauten der Fall ist, vehementen Streit im Bürgervorsteherkollegium gegeben. Die einen wollten nur einen Erweiterungsbau, die anderen setzten sich für den Neubau ein, der schließlich am 27. März 1911 beschlossen wurde. 540 000 Mark wurden für den Bau und die Inventarbeschaffung bewilligt, und, man höre und staune, mit dem Geld war man ausgekommen. Die Gebäudebeschreibung im Göttinger Tageblatt spiegelt auch den heutigen Anblick der Schule vom Friedländer Weg aus wieder: *"Der massige Putzbau zeigt eine völlig schmucklose, aber monumentale Front, dessen architektonische Wirkung in der ruhigen geschlossenen Form, in der feinen Dimensionierung der Stockwerkshöhen zur Dachhöhe und in der Verteilung der Fenster in der Fläche liegt. Es ist Wert darauf gelegt worden, dem ganzen Bau einen warmen, behaglichen Ton zu geben. . [Es ist] ein Gebäude geschaffen worden, das in jeder Beziehung allen Anforderungen entspricht, die man an ein modernes Schulhaus zu stellen berechtigt ist."*

Damit war der Grundstein gelegt zu einem der inzwischen größten Gymnasien in Niedersachsen, das vom Kern her, trotz mancher Erweiterungsbauten, immer noch von dem funktionalen Gebäude geprägt

wird, in dem vor rund 80 Jahren schulische Arbeit begann. Arbeit, die immer noch geprägt war vom deutschnationalen Frauenbild, das mit den drei K's am besten umschrieben werden kann: Kinder, Küche, Kirche, wie Direktor Heinrich auch in seiner Einweihungsrede deutlich machte. Die Erziehungsaufgabe werde die Lehrer nicht schrecken, *"das ist erforderlich für die Erfüllung der Aufgaben als Hausfrau und Mutter."* Oberregierungsrat Dr. Schwertzell, der Direktor Heinrich zur Schuleinweihung den kaiserlichen Roten Adlerorden verlieh, betonte nationaler: *"Das Vaterland braucht tüchtige Männer, aber es braucht auch wackere Frauen, die uns das Vaterland erst zur Heimat machen!"*

Wie schwer mußte es sein, sich nach dem Ersten Weltkrieg in der völlig gewandelten Welt der Weimarer Republik zurechtzufinden. Viele mochten diesen »Wandel nicht mittragen, das Scheitern der 'Republik ohne Republikaner' war daher in den Anfängen schon vorprogrammiert. Schulisch änderte sich zwar, zumindest von den Erlassen her, in vielen Bereichen etwas, weitreichende Bewußtseinsveränderungen schuf dies aber nicht, dafür blieb in den gut zehn republikanischen Jahren auch kaum die Zeit. Gut ablesbar ist dieser nicht vollzogene Wandlungsprozeß am Feierkalender der Schule. Den patriotischen Feiern •chien man nachzu-trauern, schuf man loch genügend nationalen Ersatz. Mit dem republikanischen Verfassungstag, der der eigentliche patriotische Feiertag der neuen Republik sein sollte, konnte sich niemand so recht anfreunden. Die Feiern erregten keine Begeisterung, Kaiser Wilhelm ließ sich eben besser feiern als eine abstrakte Verfassung. Das änderte sich 1925; des verstorbenen Sozialdemokraten Ebert wurde zwar noch in einer Trauerfeier gedacht, aber dann war mit dem alten Reichsfeldmarschall v. Hindenburg wieder eine Gallionsfigur des Kaiserreiches an der Spitze des Staates, für die im nationalen Sinne gefeiert werden konnte. Schon sein Amtsantritt wurde entsprechend gewürdigt. Ebenso politisch geprägt waren 1921 die Fünzigjahrfeier der Reichsgründung und Trauerfeiern anläßlich des Verlustes Ostoberschlesiens oder der Ruhrbesetzung. Die völkischkulturelle Einheit des Deutschtums betonte man auf den Tagungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland, an denen ganze Schulklassen teilnahmen. Der Auftrag der Schule, *"für die demokratische Staatsform zu erziehen"*, konnte so nur schwer verwirklicht werden.

Das Lyzeum führte vor dem Ersten Weltkrieg und danach bis 1924 nur bis zur mittleren Reife. Ab 1904 versuchte der Verein 'Frauenbildung - Frauenstudium' eine so genannte Vollanstalt aus der Höheren Töchterschule zu machen. Bei der Gründungsveranstaltung hielt die Frauenrechtlerin Helene Stöcker einen Vortrag über *"Die Unzulänglichkeit der heutigen Mädchenbildung"*, in dem sie für eine verstärkte Mädchenbildung eintrat. Direktor Heinrich stellte sich dem Verein als Leiter einer privaten Studienanstalt zur Verfügung, die mit Unterstützung weiterer gymnasialer Lehrkräfte und der Universität ab 1911 Oberstufenunterricht aufnahm. Ostern 1914 bestanden die ersten vier Schülerinnen ihr Abitur unter Verkürzung der eigentlich vorgesehenen vier Schuljahre.

Bis 1924 .legten 68 Schülerinnen in der Studienanstalt ihr Abitur ab.

Mit der Einführung der Grundschulpflicht war 1921 die Vorstufe des Lyzeums abgebaut worden, drei Jahre später wurde die Schule schließlich Oberlyzeum, und 1927 bestanden die ersten 16 Schülerinnen ihr Abitur am Friedländer Weg.

Das Jahr 1933 war sicherlich kein großer Einschnitt in der Geschichte der Schule. Fast überall wurde *"die Machtübernahme in den Schulen stürmisch gefeiert"*.

Der Schulchronik und den Protokollen der Konferenzen ist zu entnehmen, wie schnell die von oben verordnete Anpassung stattfand. Alle wesentlichen nationalen Ereignisse wurden ab März 1933 entsprechend gewürdigt. **Schulleiter Meyer**, seit Oktober 1932 im Amt, hielt weihevoll Reden in der Aula, die Schülerinnen bildeten die Staffage für Massenveranstaltungen, ob es nun ein SA-Brigade-Appell war, zu dem die Schule im September 1933 nachmittags zwei Stunden auf der Weender Straße Spalier stehen mußte, oder eine Schulabordnung zum Erntedankfest auf dem Bückeberg, die es schaffte, dem Führer die Hand zu drücken. Begeistert sei die ganze Schar zurückgekommen, verzeichnet die Schulchronik. Nach dem Protokoll der Gesamtkonferenz vom 15. August 1933 war der Hitlergruß ab August verbindlich vorgeschrieben, von den Beamten wurde er auch außerhalb des Dienstes erwartet. Für die Schülerinnen war diese Grußpflicht beim Betreten des Schulgebäudes und auf den Fluren obligatorisch. Auch das Horst-Wessel-Lied gehörte schon zum Liedgut der Mädchen, mußte doch auch beim Singen dieses Liedes der .Arm zum Gruß erhoben werden. Eine klare Sprache

findet man im Erlaß vom 22. Juli dazu: *"Wer nicht in den Verdacht kommen will, sich bewußt ablehnend zu verhalten, wird daher den Hitlergruß erweisen."*

Viel schneller als die republikanischen Inhalte fand so das nationalsozialistische Gedankengut Verbreitung in der Schule. Die meisten Lehrbücher wurden zwar erst ab 1936 entsprechend überarbeitet, so daß auch anderer Unterricht noch möglich war und auch stattfand, aber in den Köpfen der meisten Unterrichtenden war das schon umgesetzt worden, was ministeriell angeordnet wurde. Die Beamtenschaft sollte gewillt sein, *"in freudiger Mitarbeit nach besten Kräften zum Aufbau des nationalsozialistischen Staates beizutragen"*. Dies könne den Beamten auch nicht schwerfallen, da die *"altpreußischen Beamtentugenden ... den Gründanschauungen des Nationalsozialismus vom Wesen und den Pflichten des Beamten vollauf entsprechen"*. Wie sehr der einzelne Lehrer diesen Erwartungen in seinem Unterricht Widerstand entgegengesetzt haben mag, ist schwer auszumachen. Jedoch belegen mündliche Berichte, daß es vielfältigen inneren und auch geäußerten Widerstand gegeben haben muß.

1934 wurde die dreijährige Frauenoberschule eingerichtet, an der 1937 die ersten Reifeprüfungen abgelegt werden konnten. Die Schwerpunkte der Oberschule für Mädchen lagen in der sprachlichen und hauswirtschaftlichen Form.

Ab 1936 erhielt die Schule das Recht, die Fahne der HJ zu hissen, da mehr als 90 Prozent der Schülerinnen dem BDM angehörten. Bei den Altstoffsammlungen erwiesen sich die Mädchen als nicht so eifertig, die jährlichen Ergebnislisten weisen im Vergleich der Gymnasien stets einen letzten Platz für die Oberschule der Mädchen aus, aber auch zu Ernteeinsätzen wurden in den Kriegsjahren die Schülerinnen herangezogen.

In den letzten beiden Kriegsjahren war regulärer Unterricht nur noch eingeschränkt möglich. 1944 mußten immer häufiger Flüchtlinge in der Schule aufgenommen werden, allein am 15. September 1944 wurden 700 Flüchtlinge aus dem Aachener Raum in der Schule untergebracht. Danach wurden Aula und Turnräume der Schule beschlagnahmt, um eine ständige Auffangstelle für Flüchtlinge einzurichten.

Das Ende des Krieges kam für Göttingen am 8. April 1945, schulisch gesehen in den Osterferien. Unterricht durfte erst einmal nicht mehr gehalten werden. Vorübergehend wurde die Schule Hilfskrankenhaus; ab 20. Juli beschlagnahmte die britische Militärbehörde das gesamte Gebäude zu eigenen Zwecken. Im Juli war zwar eingeschränkter Unterricht wieder erlaubt worden, unverfängliche Wanderungen, Sport und Religionsunterricht waren zugelassen, aber die Räumlichkeiten fehlten. Etwa 700 Schülerinnen rollten untergebracht sein. So fand notgedrungen Unterricht im Freien statt, bis Schulleiter Meyer die Groner Volksschule für vier Nachmittage zur Verfügung gestellt bekam. Erst Ende November wurden Teile der Schule am Friedländer Weg von der Militärregierung wieder für Unterrichtszwecke freigegeben. Ab 1. Dezember war auch Unterricht für die oberen Klassen weder erlaubt, so daß etwa 950 Schülerinnen, verteilt auf 23 Klassen, in 13 Räumen von 10 Lehrkräften unterrichtet werden mußten. Laut Stellenplan waren für die Schule 28 Planstellen vorgesehen, allein sechs Lehrerinnen und Lehrer waren aber amtsenthaben worden, "abgebaut", wie man damals sagte. Vier von diesen sechs Lehrkräften unterrichteten aber 1946 schon wieder an der Schule. Räumliche Enge, personelle Unterversorgung und große stoffliche Probleme wegen der Anforderungen der Alliierten waren prägend für die ersten Nachkriegsjahre. Die vielen Flüchtlinge und Evakuierten in Göttingen führten auch zu Anmeldezahlen, die die Schule nicht mehr verkraften konnte. Bis Ende der vierziger Jahre lagen in jedem Jahr über 300 Anmeldungen vor, so daß meist weniger als 10 Prozent nach einem Prüfungsverfahren aufgenommen werden konnten. Unter der Schulleitung von **Dr. Hans Erbe**, der 1946 Direktor wurde, stieg die Schülerinnenzahl über 1000 an. 1957, als **Dr. Max Korn** die Schulleitung übernahm, hatte die Schule 267 Schülerinnen. Die Luisenschule in der Baurat-Gerber-Straße war schon 1949 als Zweigstelle gewonnen worden, ein großer *Anbau*. wurde aber immer dringender. Die Finanzlage der Stadt und später des Landkreises führte erst einmal zu Zwischenlösungen: 1953 gewann die Schule durch eine Erweiterung des Südflügels fünf neue Klassenräume; 1957 kam als Entlastung das Neue Gymnasium dazu (heute Theodor-Heuss-Gymnasium), das vier Klassen des alten Lyzeums übernahm und damit mit den ersten beiden Jahrgängen eine reine Mädchenschule war, dann aber koedukativ fortgeführt wurde.

In der Zwischenzeit war die Mädchenoberschule ein herkömmliches Gymnasium mit altsprachlichem Zug (ab 1948) und mathematisch-naturwissenschaftlichem Zug (ab 1951) geworden, der neusprachliche Zweig existierte weiter, der hauswirtschaftliche endete allerdings 1951. In einer Phase, als die Diskussionen um Koedukation begannen, wurde an der Schule wieder eine so

genannte "Frauenoberschule" eingerichtet; ab 1961 gab es diesen Schultyp wieder. Argumentativ knüpfte man bewußt an die alten Traditionen des 19. Jahrhunderts an: Unterweisung in Kindererziehung, Hauswirtschaft und Wohlfahrtspflege sollten die anderen Akzente gegenüber der herkömmlichen Oberstufe sein; Kritiker sprachen vom "Pudding-Abitur". Prägend, aus heutiger Sicht kann man auch sagen sehr fortschrittlich, war die Einbeziehung von Praktika in die Oberstufenausbildung. Ein Kindergarten- und ein Haushaltspraktikum von jeweils vier Wochen waren obligatorisch und stets sehr ertragreich. Wenn wir auch heute skeptisch Sätze lesen, in denen betont wird, daß damit die Mädchen auf ihre "*künftigen Aufgaben als Frau und Mutter*" hervorragend vorbereitet worden seien, so muß doch zugestanden werden, daß im Rahmen dieser Ausbildung, die auch mit der Hochschulreife beendet wurde, vielfach mehr Lebensnähe vorhanden war als an den herkömmlichen Gymnasien.

1978 legten die letzten Schulerinnen der Frauenoberschule ihre Reifeprüfung ab, Damit endete diese Tradition der Schule, wenn auch die Einrichtungen blieben und heute immer noch im Bereich der Technologie der Hauswirtschaft und des Textilwesens von Schülerinnen und jetzt auch Schülern genutzt werden.

Das Bild der Schule hat sich bis dahin beträchtlich gewandelt. Mit der Einführung der Koedukation erhielt die Schule ihren Heutigen Namen: Hainberg-Gymnasium. Ab 1971 noch unter der Schulleitung von Herrn **Wilhelm Weppner**, der 1962 Dr. Korn abgelöst hatte, besuchten die ersten Jungen das Gymnasium. 1975 wurde **Dr. Hellmut Roemer** Schulleiter. Unter seiner Leitung erhielt das HG ein eigenes Profil jenseits der Mädchenschultradition, das, obwohl die Schule eines der größten Gymnasien in Niedersachsen wurde, von großer Innovationsbereitschaft aller HG'ler, viel menschlicher Wärme, Lernfreude, Spiel und Spaß in und an der Schule gekennzeichnet war und ist. 1980 war Dr. Roemer Direktor von 1670 Schülerinnen und Schülern. In der Schule mußte trotz inzwischen erfolgtem Anbau Schichtunterricht abgehalten werden. Erst die Einführung der Orientierungsstufe in diesem Jahr brachte allmählich Entlastung, so daß heute mit etwa 1000 Schülerinnen und Schülern eine Normalauslastung des Gebäudes erreicht ist.

Mit dem Schuljahresende 1989 ging Dr. Roemer in den Ruhestand. Sein Nachfolger, **Rolf Bade**, blieb der Schule nur ein Jahr als Schulleiter erhalten, da die politischen Veränderungen in Niedersachsen nach der Landtagswahl für ihn eine Berufung ins Kultusministerium brachten.

Im Jubiläumsjahr hat seit den Osterferien **Claus Meyer** die Schulleitung übernommen. Mit ihm hat sich das Hainberg Gymnasium auch für die Folgezeit noch viel vorgenommen. Die Innovationsfreude bleibt erhalten, Grenzen sollen weiterhin überwunden werden: Die Schule ist wegen ihrer vielfältigen Aktivitäten in den ausgewählten Kreis der UNESCO- Schulen aufgenommen worden. Als einziges Göttinger Gymnasium stellt sich das Hainberg-Gymnasium den Herausforderungen durch die "Alternative Studentafel" und wird dadurch seinen Schülerinnen und Schülern neue Lern- und Arbeitsformen ermöglichen. Die Freizeitangebote im AG-Bereich der Schule werden ständig erweitert, neben Kochen, Werken, Musizieren, Fotografieren, Programmieren kann man Chinesisch lernen. Filme drehen und analysieren, Spiele basteln, testen und rezensieren, sich in der Umwelt-AG engagieren, natürlich auch Theater und Schach spielen und vieles mehr, vor allem feiern, vielleicht eine der Traditionen, die sich aus der Zeit der Mädchenschule erhalten hat, die im Oktober 1991 wieder mit Leben gefüllt wird.

Wieland Herold

Literatur: Festschrift zur 100-Jahr-Feier des Gymnasiums für Mädchen in Göttingen, Göttingen 1966

HG-Jahrbuch 1988, 75 Jahre Schule am Friedländer Weg

Dierk Kunst, Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen von der Universitätsgründung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (1734-1877), Frankfurt 1984

Johannes Meinhardt, Die Anfänge der Universitäts-Töcherschule in Göttingen. In: Göttingerjahrbuch 1962, S.121ff. und Die Bemühungen, der Stadt Göttingen um die Gründung einer städtischen Mädchenschule. In: Göttinger Jahrbuch 1965. S. 161ff.

Schulchronik 1909- 1942 (nicht veröffentlicht) und Schulchronik 1943-1946; Teile veröffentlicht in: Göttingen 1945. Kriegsende und Neubeginn. Texte und Materialien zur Ausstellung im Städtischen Museum , Göttingen 1985, S.257ff

Die alte Post am Ritterplan. "Städtischen Höheren Töchter- Schule" von 1866 bis 1880 (rechts)
Luisenschule Ausweichquartier für das Gymnasium für Mädchen ab 1949

